

„Da, wo wir hängen, kommt so schnell niemand hin“

Industriekletterer sind Handwerker am Seil. Ohne Netz und doppelten Boden arbeiten sie in luftiger Höhe, reparieren, überprüfen und tauschen Bauteile aus.

Von Michael Wittershagen (Text) und Michael Hauri (Fotos)

Der Mann am Telefon sagt, er wolle gar nicht mehr über seinen Beruf sprechen. Und ein anderer meint, es drücke ihm gehörig auf die Stimmung, immer nur von Nervenkitzel und Adrenalin zu hören, damit habe seine Arbeit nämlich überhaupt nichts zu tun. Dann legt er auf. Erst der Dritte sagt: „Kommen Sie vorbei“, und einen Tag später sieht man ihn auf dem Flachdach stehen, einen bärtigen Mann in einer dunkelblauen Latzhose, der die Hände in die Hüfte stemmt und eine Zigarette in den Mundwinkel klemmt. Drei Schritte neben ihm geht es zwanzig Meter in die Tiefe. Vor ihm glitzert der Messeturm in der Sonne, und Uwe Beier sieht aus wie jemand, den das gar nichts angeht. Seit beinahe sieben Jahren arbeitet er als Industriekletterer, seilt sich von Häusern, Kirchtürmen oder Kraftwerken ab und hängt oftmals für mehrere Stunden im Seil. Er sagt Sätze wie: „Da oben hab' ich wenigstens meine Ruhe.“

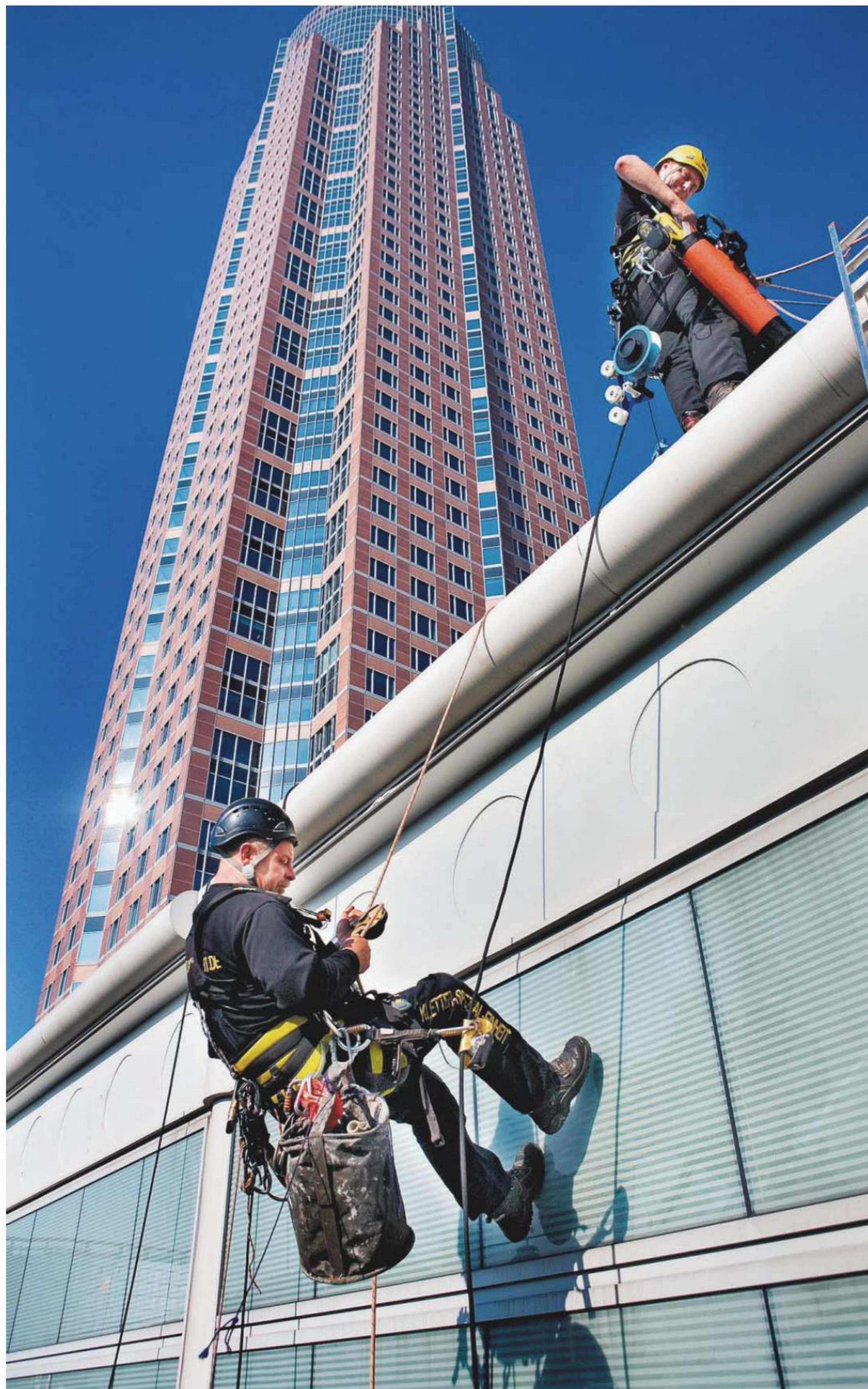


Zusammenspiel: Wenn sie am Seil hängen, bewegen sich Uwe Beier (links) und Holger Leuschner von der „Kletter-Spezial-Einheit“ langsam, Meter für Meter.

Dann verschwindet er, setzt den schwarzen Helm auf, ruckelt die Kniehose zurecht und klinkt die beiden orangefarbenen Seile in das Sicherungssystem ein. „Das Ding hält drei Tonnen“, sagt der Neunundvierzigjährige und schaut dabei ganz glücklich. Drei Tonnen, so viel wiegt ein amerikanischer Geländewagen. Oder ein Schwertwal. Beier wiegt 97 Kilogramm. Er ist ein kräftiger Kerl, einer mit dicken Oberarmen, massiven Oberschenkeln und einem Bauch, der sich unter dem schwarzen Pullover wölbt. Er klettert eine schmale Leiter rauf, neunzehn Sprossen auf ein Spitzdach aus Glas mit einer Neigung von beinahe fünfzig Prozent. „Das ist ordentlich glatt, und wir sind schließlich keine Fliegen“, meint Beier. Er bewegt sich ganz langsam. Meter für Meter, Schritt für Schritt. Jeden einzelnen spürt er in den Oberschenkeln, sie ziehen und spannen.

An diesem Nachmittag ist Beier gemeinsam mit Holger Leuschner unterwegs, einem Mann, der kurzärmelig und ohne Handschuhe arbeitet. Industriekletterer gehen niemals allein. Einer von ihnen könnte Kreislaufprobleme bekommen. Und: „Da, wo wir hängen, kommt so schnell niemand hin und holt uns wieder runter“, sagt Beier, und er klingt dabei durchaus stolz. Die Karabinerhaken klappern im Wind. Die Ausrüstung der beiden Männer wiegt jeweils mehr als zwanzig Kilogramm und kostet rund 8000 Euro. Über dem Eingangsbereich der Messe reißen die beiden die alten porösen Dichtungen heraus und spritzen neues schwarzes Silikon in die Ritzen. Routinearbeit.

Leuschner hat lange als Schreiner gearbeitet, aber die schlechte Auftragslage zwang ihn zu einer Veränderung. „Einige denken noch immer, dass Handwerk ei-



Konzentration: Der Messeturm glitzert in der Sonne – aber wenn die Männer am Seil hängen, haben sie dafür keinen Blick mehr.

nen goldenen Boden hat. Aber das ist doch alles längst vorbei.“ Alle zwei Stunden gehen sie raus aus den Seilen, stellen die Füße auf festen Boden, damit sich in den Beinen keine Blutgerinnsel bilden.

Etwas 3000 Höhenarbeiter gibt es derzeit in Deutschland. Sie werden immer dann gerufen, wenn bei der Arbeit an einer Fassade kein Platz für ein Gerüst ist oder dessen Aufbau zu teuer wäre. Männer wie Uwe Beier seilen sich von Dächern ab, sie putzen Fenster, tauschen alte Ziegel an Kirchtürmen aus oder inspizieren Windkraftanlagen. Dabei ist die Industriekletterei eigentlich eine Erfindung der sozialistischen Welt, wo es bei der Arbeit an Plattenbauten und Werkhallen oftmals an Gerüsten und Hebebühnen mangelte und aus der Not heraus Hobbyalpinisten – die sogenannten Technoportler – engagiert wurden.

Erst Christo machte 1995 mit seiner Verhüllung des Reichstags Höhenarbeiter auch im Westen der Republik bekannt. Beinahe 100 Kletterer befestigten damals den silbernen Stoff am historischen Bau – und im selben Jahr gründeten Industriekletterer aus Ost und West den Fach- und Interessenverband für seilunterstützte Arbeitstechniken (FISAT), zwei Jahre später wurde ein anerkannter Ausbildungsgang eingeführt.

Industriekletterer sind Handwerker am Seil, ohne Netz und doppelten Boden. Uwe Beier war schon als Maschinenführer und Baggerfahrer unterwegs. Bevor er schließlich Industriekletterer wurde, verlegte er unter der Erde Wasserrohre und Gasleitungen. Bis er die Lust daran verlor, weil es „wie Fließbandarbeit“ war und er sich ungerecht behandelt fühlte. Beier sagt, er sei nie jemand gewesen,

der nach der Pfeife der anderen getanzt habe. „Meinem letzten Chef habe ich gesagt: Such dir dir einen neuen Clown, ich such' mir einen neuen Zirkus.“ Dann machte er eine einwöchige Grundausbildung zum Industriekletterer in Magdeburg, lernte, wie man sich sichert und von Gebäuden abseilt. Und zu Hause sagte seine Frau: „Aber Uwe, das ist doch viel zu gefährlich.“ In der Tat habe es hier und da mal kleinere Unfälle gegeben, aber ums Leben sei noch nie jemand gekommen, sagt Beier. „Die Arbeit auf dem Boden oder auf Gerüsten ist viel riskanter. Ich würde da nie raufgehen.“

Mehrmals in der Woche setzt sich Beier in Wächtersbach in den schwarzen Transporter seines Arbeitgebers, der „Kletter-Spezial-Einheit“. Manuel Marburger ist der Chef der Firma. Ende 1997 hat der einstige Lokführer und Rettungs-



Aufstieg: Jeder Schritt schmerzt in den Oberschenkeln.



Sicherung: Zwanzig Kilogramm wiegen Seile, Gurte und Karabiner.



Ausrüstung: Silikon, Klebeband und Werkzeug

assistent das Unternehmen gegründet, 2006 wurde er mit dem Hessischen Gründerpreis für die intelligenteste Geschäftsidee ausgezeichnet. „Ich habe damals eine Chance gesehen, weil nur wenige diesen Markt bedient hatten“, sagt der Vierunddreißigjährige. Derzeit sind ein paar von seinen Mitarbeitern auch auf einer der größten Baustellen Europas beschäftigt, dem Bau des Braunkohlekraftwerks in Grevenbroich, wo in der vergangenen Woche bei einem Unglück drei Arbeiter zu Tode gekommen sind. Marburgers Männern ist nichts passiert – sie konnten einen Arbeiter sogar noch retten.

Vor der Weltmeisterschaft im vergangenen Jahr haben Marburger und seine Männer an der sogenannten Sky-Arena in Frankfurt gearbeitet und die Hochhäuser mit einer Spezialfolie beklebt, auf die

dann zu Beginn des Turniers eine monumentale Fußball-Bilderschau projiziert wurde. Gäste aus aller Welt standen am Boden, legten voller Faszination den Kopf in den Nacken. „Als ich das gesehen habe, hat mich das schon ein wenig bewegt“, erinnert sich Beier. Und dann fallen ihm noch ein paar Geschichten ein: Einmal habe er zum Beispiel vor einer Teeküche, irgendwo im 22. Stockwerk eines Hochhauses, die Scheiben gereinigt. Da habe plötzlich eine Frau das Fenster geöffnet und ihm eine Tasse Kaffee gereicht. So etwas sei für ihn inzwischen selbstverständlich, sagt Beier. Die Arbeit am Seil sei für ihn so normal wie Zähneputzen. Und sein allererster Auftrag? Kann er sich an den erinnern? „Keine Ahnung“, sagt er, macht eine lapidare Handbewegung und zündet sich wieder eine Zigarette an.